

Unveröffentlichte Briefe

Briefe an Rudolf Hermann gibt es in reicher Fülle. Sauber nach Jahrgängen geordnet stehen sie im Archiv des Hermann-Nachlasses in Berlin¹. Dorthin waren auch die Briefe Iwands an seinen Lehrer zurückgekehrt, nachdem Frau Hermann sie zur Veröffentlichung herausgegeben hatte². Die Originale stehen inzwischen im Iwand-Archiv in Beienrode, für die Reaktionen des Empfängers ergeben sich aus dessen Randnotizen noch manche Anhaltspunkte.

Inzwischen finden sich immer mehr Briefe von Rudolf Hermann. So hat Horst Beintker, einer seiner Herausgeber, die Briefe an Hermanns Lehrer Carl Stange entdeckt, Heinrich Assel die Briefe an Jochen Klepper, und beim Verfasser stehen die Briefe an Mutter und Schwestern sowie an seine Braut. Dort ist auch der einzige Vorkriegsbrief von Hermann an Iwand als Durchschrift, während alle andern durch Kriegseinwirkung verloren gegangen sind. Die wenigen nach dem Kriege geschriebenen liegen im Iwand-Archiv in Beienrode vor³.

So ist es, anders als im Fall Klepper, wo einzig die Briefe zwischen 1925 und 1933 verloren sind, die anderen aber jetzt veröffentlicht werden konnten, hier bei Iwand nur möglich, einige wenige Briefe Hermanns zu dem Briefwechsel nachzutragen. Das geschieht im folgenden, unter Einfügung eines bisher unveröffentlichten, weil nie abgesandten, Briefes von Iwand an Hermann.

Zu den Biographien beider und zur Zeitgeschichte finden sich neuerdings Publikationen, die auch das Werk dieser Theologen aufschließen: Rudolf Mau, ›Zum theologischen Weg und Profil des ›Göttingers‹ Rudolf Hermann‹⁴ und Peter Säger und Dieter Pauly, ›Hans Joachim Iwand – Theologie in der Zeit‹⁵.

Rudolf Hermann an Hans Joachim Iwand

Einziger erhaltener Vorkriegsbrief, Durchschrift, angeheftet von Frau Hermann vermutlich nach der Rückgabe der Originale; vgl. Iwand NW 6 Nr. 96 und 97.

Greifswald, d. 21. Sept. 1935

Lieber Herr Kollege!

Für Ihre ernste und schöne Andacht, die Sie mir sandten, vielen Dank. Auf den Haueraufsatz⁶, den Sie mir in Aussicht stellen, freue ich mich. Ich kenne

¹ Zur Zeit in Verwaltung von Rudolf Mau.

² H.J. Iwand, Nachgelassene Werke, Band 6, hrsg. von K.G. Steck, München 1964 (= NW 6).

³ Signatur 92/2.

⁴ Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, 89 (1991), 307–325.

⁵ Lebensabriß und Briefdokumentation, Bibliographie, München 1992.

⁶ H.J. Iwand, Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Antwort auf W. Hauers ›Deutsche Gottschau‹, Ev. Theol. 2, 1935, 153–183.

ihn noch nicht. Daß Sie meinen offenen Brief an Kittel⁷ freundlich beurteilen, ist mir eine Freude. Ich hatte das Gegenteil erwartet. Kittel selbst beurteilt ihn mir zu freundlich, was mich etwas besorgt gemacht hat.

Über das, was Sie sonst schreiben, müßte man sprechen. Schreiben ist eine halbe Sache. Sie wissen, wo ich von jeher nicht mitkann: In dem Urteil über die sog. Alte Kirche, wiewohl in Ihrem Briefe darüber nichts steht. Aber eben daher rede ich gerade nicht von zwei Kirchen. Kann man das überhaupt in unserer Lage? Wäre das Andere überhaupt noch eine »Kirche«? Nach meinen Begriffen nicht. Das empfand ich bei Barths Brief an Kittel damals gleich⁸. Nach Barths Begriffen aber wahrscheinlich doch, weil er nämlich auf die Freikirche losgeht, und den historischen Begriff der Staatskirche ja nicht leugnen kann.

Hier aber sitzt etwas für mich nicht Aufgebbares. Die Volkskirche ist nicht um der Kirche, sondern um des Volkes willen notwendig. Wir dürfen unser Volk nicht ohne Kirche lassen, mag uns das noch so bitter gemacht werden. Ihnen z.B. persönlich ganz besonders. Aber uns allen auch, auch wenn es sich nicht in Stellenverlust und persönlicher Diffamierung äußert, wiewohl auch davon mancher, z.B. Deißner betroffen ist (vom letzteren). Die theologische Jugend unter Barths Einfluß steht aber in der Tat in Gefahr, die Gewalt des vaterländischen Gebundenheitsgefühls zu verlieren, und bloß noch die »Kirche« zu sehen. Alles andere ist »profane Sphäre« und in erster Linie etwas Vergängliches. Außer diesem ersten Punkte ist es zumindest theologisch nichts Erhebliches. Und was den heutigen Theologen »nur menschlich« zu interessieren hat, braucht ihn eigentlich gar nicht zu interessieren. Höchstens, daß das kommende Leidenmüssen für die Kirche die größte Liebe zum eigenen Volke sein wird. --- Letzteres *kann* wahr werden – wenigstens wenn es ein Leiden um Christi und des Evangeliums willen wird – (die »Kirche« ist manchmal zu schnell dabei, sich mit dem Ersteren zu identifizieren) – es kann wahr werden, aber daraus darf man keine Lehre machen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß die Ableitung des Staates aus der »profanen« Sphäre die jesuitische Staatslehre der Gegenreformation ist, die sich an dem protestantischen Landeskirchentum stieß. Nur die Kirche hat Gott übernatürlich gestiftet! Wieviel herrlicher ist sie also! Wie kann sie also auch einmal wieder das Oberrecht des Mittelalters über die weltlichen Gewalten antreten, wenn die Stunde gekommen sein wird! Und ist die Genfer Theokratie wirklich so anders gedacht?

⁷ R. Hermann, Der Auftrag der Kirche an das Volk. Antwort an G. Kittel. Wort und Tat 11, 1935, 262–277; Gesammelte und nachgelassene Werke (= GnW) 6, 93–110.

⁸ Hermann bezieht sich hier wohl auf S. 24 oder 38 des Briefwechsels Barth/Kittel, Kohlhammer, Stgt., 1934. Vgl. A. Wiebel, Das Denken in zwei Sphären, Anm. 20 unten S. 79.

Wenn uns die Volkskirche, die Fakultäten, die Schule genommen wird, so sollen andere die Schuld tragen, nicht wir! Daß dabei das »Stehet fest« im Bekenntnis zu Christus und zum Evangelium die *conditio sine qua non* ist, darf freilich nie vergessen werden. Ob die Ablehnung der Finanzabteilungen das entscheidende Entweder-Oder ist und die Annahme Verleugnung, kann ich nicht sagen. Sicher ist mir das keineswegs.

Für falsch halte ich es ebenfalls, auf das politische System der Gegenwart einen gegenpoligen Kirchenbegriff zu bauen. Das rührt daran, was wir den D.C. immer vorgeworfen haben. Die B.K. ist nicht frei von einer formalen Ähnlichkeit, die leider nie bloße »Form« bleibt, mit jener »profanen Sphäre«, die doch so »ganz anders« sein soll.

Alle diese, und noch sehr viele andere, Dinge lassen sich einfach jetzt nicht vor einem weiteren Kreis erörtern, während Barth infolge seiner Unbeschwertheit von der »profanen Sphäre« – übrigens auch weil die Regierung dem international berühmten Mann aus außenpolitischer Vorsicht sehr viel mehr durch die Finger gehen ließ, als sich je ein anderer hätte erlauben dürfen – sehr frei zu reden schien, dabei auch in einer Weise mit den eigenen »Freunden« umgehend, die diese wiederum aus Gründen der, wie sie glaubten, gemeinsamen Sache nicht mit gleicher Münze bezahlen konnten. Was sich heute Union nennt, ist der vordringende Barth. Das habe ich, als ich die Weberschen Thesen unterzeichnete, noch nicht so gesehen⁹.

Ich gehörte in die Synoden nicht hinein. Ich hätte in einer Weise, die ich nicht habe und nicht haben werde, mich »durchsetzen« lernen müssen. Zudem lehne ich die Augsburger Hochschulentschließung, und den ganzen Geist, aus dem sie kommt, ab, trotz aller Bonns, Mattiats¹⁰ und ähnlicher Dinge – und trotz dessen, was dahinter steht. Es ist doch etwas nicht in Ordnung, wenn man einerseits das Ewigkeitsdogma der profanen Sphäre verurteilt, und andererseits in heimlichem Glauben an es, oder Eingehen auf es, jahrhundertalte Zusammenhänge löst, ehe alle Versuche erschöpft sind.

Meine Sorgen und Bedenken habe ich nicht verschwiegen. Ich habe seit

⁹ Wahrscheinlich sind die Thesen in Junge Kirche 1935, 229f. gemeint, die neben anderen Hermann ebenso wie Barth unterschrieben haben und deren Verfasser also wohl der Bonner (später Münsteraner) Theologe H.E. Weber gewesen ist.

¹⁰ »Bonns«: Ereignisse um Karl Barth in Bonn (Eidesfrage), der 1935 in den Ruhestand versetzt worden war und daraufhin Deutschland verließ. – Vielleicht auch allgemeiner: die Zerstörung der Bonner Fakultät durch Zwangsversetzung bekennnistreuer Theologen. – »Mattiats«: Eugen Mattiat, Theologe, Schüler E. Hirschs, deutschchristlicher Pfarrer, Kirchenrat, einflußreicher Referent im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin, der in die Ereignisse um Iwand 1934/35 (Entfernung aus Königsberg, Ruf nach Riga, Entzug der Lehrerlaubnis) aktiv verwickelt war.

Barmen an die maßgebende Stelle geschrieben¹¹, was ich sagen zu müssen glaubte. Mein Brief würde kein Ende finden, wenn ich auf das alles einginge. In re hat eine bestimmte, ziemlich radikale – ganz gewiß nicht verdienstlose – Gruppe eine sehr starke Gewalt. Die Synodaltagungen selbst sind viel zu kurz, als daß da die Hauptsache gemacht werden könnte. Das liegt vorher. – Zudem stehen die Synoden in der Gefahr, zu übersehen, daß sie Kampfsynoden sind, mit gewiß den Vorteilen, aber eben auch mit den Schranken solcher. Wir dürfen nicht zu unfehlbaren Konzilien zurück.

Aber ich will abbrechen. Es sieht sonst so nach Negation aus, daß Sie ein falsches Bild erhalten. Wenn nur die B.K. nicht vergessen wollte, daß sie der Gemeindekern der *gesamten* Kirche ist. Daß auch in dieser noch das echte und rechte Evangelium gepredigt wird, und keinesfalls überall D.C.ertum, *darf* nicht verschwiegen oder bestritten werden, weil das einfach unwahr ist – und alle Unwahrhaftigkeit ist eine schwere Last für eine Reform. Allerdings, es gibt, menschlich geredet, diese Predigt dort nur, weil es eine B.K. gibt; aber dadurch wird das Reich Gottes nicht mit einem Coetus visibilis identisch. Das wäre auch wieder sehr menschlich gesehen.

Bitte nehmen Sie diese Zeilen mit der Vertraulichkeit, die für sie sich von selbst ergibt. Sie sind auch sehr schnell hingeworfen und bedürften sehr der Ergänzung. Ich fürchte, daß gar manches Ihnen nicht entspricht. Aber ich möchte auch nicht, daß Sie sich von mir ein falsches Bild, weder nach der einen, noch nach der Seite machen, für die diese wesentlich kritischen Zeilen in der Tat mancher Ergänzung fähig wären, wenn dazu die Zeit langte und der briefliche Verkehr überhaupt.

Herzliche Grüße an Frau und Kinder, auch von meiner Frau. Daß Sie in mächtiger Arbeitstätigkeit stehen, und nicht bitter sind, ist sehr schön. Freilich dürften Sie, glaube ich, die Arbeit manchmal auch etwas geringer sein lassen.

Ihr (R. H.)

Hans Joachim Iwand an Rudolf Hermann
Nicht abgesandter Brief vom 22.7.1937

Jordan, d. 22. VII. 37

Sehr verehrter, lieber Herr Professor.
Ihr freundlicher Gruß zu meinem Geburtstage und Ihr gestriger ausführlicher Brief, für den ich Ihnen sehr danke, lassen mich immer wieder erken-

¹¹ An den Präses der pommerschen Bekenntnissynode und an Präses Koch als Präses der Bekenntnissynode der DEK; beiden hatte Hermann ab Mitte 1934 immer wieder seine Bedenken u.a. zur Hochschulpolitik der B.K. geschrieben (vgl. GuW 6, 16–21 und 136).

nen, wie schön es wäre, wenn ich einmal mündlich mit Ihnen über all die Fragen sprechen könnte, und ich wollte auch so gern von hier einmal herüberkommen – aber nun wird es doch wieder nichts werden, solange jedenfalls, als Thomas noch bei Ihnen ist. Es ist mir schwer, daß ich meine Kinder gar nicht mehr um mich haben kann, und ich habe mich so gefreut und danke Ihnen und ihrer Frau Gemahlin herzlich, daß Sie Thomas diese schönen Wochen bereiten. Es war schon, als ich noch in Bloestau war, volle Freude auf die große Fahrt. Hoffentlich haben Sie, und besonders Ihre Frau Gemahlin, nicht zuviel Mühe durch seine Krankheit gehabt. – Wenn ich mich jetzt einmal einen Tag freimachen kann, muß ich zu meinem Vater, der schwer erkrankt ist. Er war zur Verlobung meines jüngsten Bruders nach dem Rheinland gefahren und ist dann dort so schwer erkrankt, daß mein Schwager Tietze, der Arzt ist, und mein Bruder Fritz ihn am Montag nach Breslau, Bethanien gebracht haben. Es soll eine schwere Nierenerkrankung sein, die auch das Herz in Mitleidenschaft gezogen hat. Es ist für mich sehr schwer, denn gerade auch in den letzten Jahren ist mir mein Vater immer Hilfe und Rat gewesen, und ich war froh, mit ihm auch in der Beurteilung der Lage in der Kirche übereinzustimmen. Es mag sein, daß diese Sorge ihn über das Maß belastet hat. Denn er sah die Lage eigentlich noch viel ernster, als sie mir erscheinen wollte, ich hatte immer noch Hoffnung auf eine Ordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat, er nicht. Es ist sehr schwer, wenn es immer einsamer um uns her wird – mit dem Tode meiner Mutter begann es, seither ist es von Jahr zu Jahr schwerer geworden.

Wohin wir treiben, zeigt mir neulich die Verhaftung in Berlin. Ich habe es nicht schlecht gehabt und bin ja nach zwei Tagen wieder entlassen worden, aber daß wir dort als Verbrecher fungieren, die unter der »Verbrechergruppe kirchenpolitisch – evangelisch« geführt werden, deren Steckbrief man aufsetzt und die alle photographiert und von denen Fingerabdrücke gemacht werden, ehe man sie entläßt, – das hat mich doch erschüttert. Und für welches Verbrechen eigentlich? Wenn nicht ein Wunder geschieht, dann werden die Gefängnisse der Ort sein, an dem die Kirche in der kommenden Zeit das Evangelium zu bezeugen hat – und es ist verständlich, daß einem davor bange ist.

Von da aus muß ich gleich etwas zu Ihrem letzten Brief sagen. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir so ausführlich geschrieben haben: ein Brief und ein Mahnwort von Ihnen geht mir sehr nach und ich weiß, daß ich ein Tor wäre, wenn ich die Warnung in den Wind schlüge, die von Ihnen kommt. Schwer ist mir daran nur eins: Sie sehen mich immer wieder in einer kirchenpolitischen Konstellation, in der ich doch vielleicht freier stehe, als Sie glauben. Und Sie vermuten dann hier oder da Tendenzen und Irrwege, die so jedenfalls doch nicht da sind. Bitte lassen Sie mich einmal umgekehrt etwas

sagen, was mir schwer ist – das einzige, wahrhaftig, was mir in diesen Kämpfen unerträglich schwer ist und mich auch etwas aus dem Konzept bringt, ist die Tatsache, daß wir heute gerade von denen angegriffen werden, für die und mit denen wir in diesem Kampfe stehen. Haben Sie gelesen, was Sasse in der »Lutherischen Kirche« Heft 5 über die Union geschrieben hat? Und was die Schlesische Synode unter Zänker in demselben Sinn gesagt hat? Und was etwa Küßner nun durch die ostpreußische Pfarrerschaft sendet? Die VL der verdiente Ausgang der Union, die Generalsuperintendenten und Hofprediger die Väter der VL, die Hohenzollern die Vernichter der Bekenntniskirche! Das sind die Leute, die die Kirchenpolitik der Ausschüsse bestimmen! Derselbe Küßner sitzt mit Eger und Stoltenhoff an einem Tisch! Alle eint nur der Haß gegen die BK. Küßner schreibt noch am 16. VI., daß Hossenfelder und Niemöller auf einer Ebene liegen – jetzt, wo alles ins Wanken gerät, gehen die Leute aus den Ausschüssen in Urlaub! Es ist doch so, daß dieser Haß und dieses Intrigantentum der Ruin der Bekennenden Kirche ist, ja mehr, der Kirche überhaupt ist. Sie werden sagen, ich sehe den Splitter im fremden Auge, der Balken sitzt bei uns – es mag sein, ich weiß, daß bestimmte Methoden in der BK ruinös gewirkt haben, und glaube, daß manches anders wäre, wenn da mehr Selbstkritik gewesen wäre – aber es nützt ja nichts, die Fehler festzustellen, sondern sie müssen abgestellt werden, und wir können nicht einfach in dem Schema: Bruderräte – legale Kirche denken, sondern jede kirchenpolitische Richtung muß sich zur Revision gerufen wissen und darf nicht Unterschiede, die aus dem Eifer oder dem Zögern der einzelnen herstemmen, zu Kirchentrennendem machen. Vor allem aber darf der Konfessionalismus nicht dazu benutzt werden, Evangelische gegen Evangelische auszuspielen.

Bitte glauben Sie mir doch, daß ich froh bin, wenn ich von all diesen kirchenpolitischen Dingen nichts höre und damit nichts zu tun habe – aber wer hilft uns, daß diese Sachen in Ordnung kommen? Es kann doch nicht so weitergehen! Ich habe in den letzten Jahren verstanden, daß Sie recht haben, wenn Sie mich warnten, über die alte Kirche gering zu denken, ich glaube auch nicht, daß jener Bericht es so meinte. Wir sind ja in Ostpreußen wirklich im besten Bunde mit der älteren Generation, aber wir freuen uns doch – und es ist auch eine große Sache – zu sehen, wie sich heute um das Wort Gottes die sammeln, die früher nicht mehr zu erreichen waren nach dem Satz: So ist nun der Tod mächtig in uns, das Leben aber in euch! Wenn Sie das mit gesehen hätten, wie bei unserem Abschied alle kamen, gerade auch die, die wir während der zwei Jahre nicht erreicht hatten, und da eine Gemeinde versammelt war, wie ich sie so noch nie vor mir hatte – Knechte, Mägde, Männer, alle von der Arbeit hereinrastend – und wie wir wußten, wir sind hier alle solche, die das Evangelium neu hören müssen – dann

würden Sie mir recht geben: Hier wirkt Gott doch eine neue Volksmission und führt uns in seinem Triumphzuge auf wie ein Sieger seine Gebundenen. Können Sie denn nicht glauben, daß, was wir heute erleben, Gottes Gnade an uns ist, ein neues Aufbrechen seines Wortes, ein Sammeln der Mühseligen und Beladenen, etwas, was ich nicht geglaubt habe: ein Machtgewinnen des Wortes Gottes über die, die ferne sind! So ähnlich, wie wir einst, als Studenten, eben dadurch ergriffen wurden, wir es gerade bei Ihnen erfuhren – so geht es nun weiter: die Saat geht wirklich auf, und indem wir abnehmen, wächst Christus! Daß dies gerade der alten Kirche widerfährt, der Kirche, in der wir groß geworden sind, daß es ihr widerfährt, weil und sofern sie neu ist, das eben macht uns ja so froh und sicher – trotz aller Bangigkeit! Wie viele Brüder haben wir zurückgewonnen, seit Februar sind allein 60 Gemeinden in Ostpreußen durch Beschluß ihrer Körperschaften zu uns gestoßen, wir haben doch wahrhaftig nicht abgrenzend und sektenhaft gewirkt, sondern wieder aufzubauen versucht, was zerstört war. Darum bin ich ja auch ausgewiesen, weil man glaubte, nun die Dinge hindern zu können – aber ich weiß, diese Sache steht nicht auf einer oder gar meiner Person, das Wort Gottes ist nicht auf uns angewiesen, und Gott zeigt uns das wohl immer wieder, indem er uns wie Knechte an die Arbeit stellt und zu seiner Zeit wieder abrufft.

Das ist in der Tat nicht leicht – es ist sehr schwer, herausgenommen zu werden, wenn die Ernte reift. Und Sie haben recht, der Unterschied zwischen dem Leiden Jesu und dem, was wir erleiden, darf nicht verwischt werden: das \ddagger α E E dort – und das: »wir zwar sind billig drinnen« hier. Aber es ist dennoch sehr schwer, wenn Gott uns unsere Arbeit aus den Händen nimmt, als ob er uns nicht brauchte – es kann sein, daß ich in der Predigt diese Dinge miteinander zu sehr vermischt habe, der Text hatte mir geholfen und war wohl zu persönlich geworden – aber einen Zusammenhang zwischen den Leiden der Kirche und dem Leiden Jesu gibt es doch, Paulus redet doch auch davon, und halten Sie das wirklich für falsch, daß sich¹² am Schicksal der Kirche, die dem Evangelium treu ist, das Kreuz Christi abzeichnet? Hat nicht Luther das Leiden unter die Zeichen der Kirche gezählt? Geht dies Nebeneinander von Tod und Leben nicht durch den ganzen 2. Korintherbrief? Glauben Sie wirklich, daß man dies ganze Geschehen als Antithesis und Stimulus, als das – mir nicht eben liebe – bißchen Zimt zu der Speise¹³ fassen kann. Wenn es wirklich nur das wäre, dann eben könnte ich nicht mehr darin stehen, wenn ich nicht glauben könnte, daß

¹² Im Text: »sie«.

¹³ Iwand greift eine gängige Formulierung Karl Barths auf und distanziert sich zugleich von ihr.

Gott die Kirche heute so und dahin führt, dann käme ich mir wie ein waghalsiger Seiltänzer vor, der vor der Menge schauspielert. – Hier liegt das Schwere, von dem ich schrieb – daß wir Ihnen und vielen anderen, die wir verehren und lieben, als solche erscheinen, die in die Luft streichen oder im eigenen Solde kämpfen – und es ist doch unser gemeinsamer Glaube und unser gemeinsamer Herr, der uns so führt – oder wenigstens hoffen wir es mit letzter Gewißheit, daß wir hier stehen, weil wir treu sein möchten!

Sie schreiben mir: wir und ich sollte acht haben, daß wir uns nicht absolut setzen. Gerade das möchte ich ja nicht und weiß wohl, daß man in Gefahr kommen kann, es doch zu tun. Aber dawider hilft wirklich die Gemeinschaft allein – nimmt man uns die Gewißheit, daß es hier um das Bekenntnis der Kirche geht, dann werden wir gerade *dadurch* verleitet, uns nun als die wahre, echte Kirche zu setzen. Ich habe erfahren, daß Niemöller dagegen immer wieder angekämpft hat, er hat – wie wenige – gesehen, daß dann das Gewicht von der Sache auf die Person verschoben wird. Aber gerade ihn hat man am meisten bekämpft.

Nun möchte ich noch zum einzelnen einiges sagen: ich verstehe Ihre Sorge, daß wir zur Typisierung kommen, ich habe es selbst manchmal mit Besorgnis bemerkt. Ich denke etwa an Vischers alttestamentliche Christologie und hatte mit ihm in Gumbinnen darüber einen harten Streit – aber daß ich an die Stelle der Auferstehung Jesu die Kirche, an die Stelle des Hauptes den Leib setzte, das ist mir wirklich fremd. Ich möchte eben nicht Christus und die Kirche in der Identität sehen, wie das heute weithin geschieht – Christus steht draußen! – ich finde es entsetzlich, wenn die Kirche die Stellvertreterin oder Repräsentantin Christi auf Erden wird – als ob er selbst nicht da wäre in seinem Wort – ich meine, daß wir, wenn wir den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf im I. Artikel so hart betonen, ihn im 3. nicht relativieren dürfen: *Ecclesia est creatura verbi!* Aber ist es darum nicht gerade richtig, daß wir *heraus müssen* zu Christus, daß er kein Glied der Volksgemeinschaft, keine tradierbare Größe der Kirchengemeinschaft ist. Und gerade weil mir Ihr Satz aus dem Herzen gesprochen ist, daß man auch über das weltliche Geschäft Gottes Wort hören mußte, meine ich, daß wirklich im Wort vom Kreuz Gott zu der ganzen Welt geredet hat. Die Heiligung möchte ich nicht so verstanden wissen, daß dadurch zwei Sphären, das Sakrale und das Profane, geschaffen werden, aber doch im Sinne der Eigentumserklärung Gottes. Und nun meine ich eben, daß der Schritt zu Christus heraus jenes *extra se stare* bedeutet, die *aliena iustitia*, die allein vor Gott angenehm macht. Ich will nicht sagen, darum Freikirche, darum Lösung der Volksgemeinschaft, aber ich will sagen, die Heiligung liegt jenseits unserer natürlichen und auch kirchlichen Existenz. Wir müssen sehen, daß Christus draußen steht! Die Kirche, auch sie, muß das sehen. Und sie

darf sich dieses leidenden Christus *nicht schämen*. Glauben Sie, daß dies wirklich nur die Situation der Juden anging? Ich meine, daß der Zusammenhang darauf hinweist, daß Jesus damit, gerade durch sein Geopfertwerden, dahin zu stehen kommt, wo das σκάνδαλον und die μωρία zugleich sind – er ist damit verachtet für Juden *und* Heiden, etwa in dem Sinne des: da er wohl hätte mögen Freude haben, wählte er das Kreuz.

Das eben habe ich – vielleicht nicht sehr glücklich – seine Tat genannt. Wie er bei Johannes sagt: Ich habe Macht, meine Seele zu geben und zu nehmen. Das Kreuz ist sein Gehorsam! Gerade darum eben kein Symbol. Sie fragen, ob ich mir die Gegner zurechtmache – das verstehe ich nicht recht, eben ist ein neues Religionsbuch erschienen (Hamburg), wo dieser Gedanke: Jesu, der tragische Held im Kampfe mit den Juden, nun in der Form des Unterrichtsstoffes entwickelt wird. So weit sind wir schon. Die Tragödie ist der Inbegriff des Heroischen im Leben Jesu, sie ist die Umkehrung des sentimentalischen Leidensgedankens in christlichen Anschauungen. Glauben Sie nicht, daß demgegenüber wirklich wenige wissen, daß der Tod Jesu sein Wille, sein Gehorsam – sein freie Tat war? Nicht Schicksal, sondern Erlösung vom Schicksal¹⁴?

Hans Joachim Iwand an Rudolf Hermann

Furusund, 12.VIII.54

Lieber Herr Hermann.

Sie werden sich vielleicht wundern, von mir einen Brief aus Schweden zu erhalten, aber wir verbringen hier unseren Urlaub, einen wirklich erholsamen und schönen Urlaub, auf einer den Aalandinseln vorgelagerten kleinen Insel, die etwa 100 klm nördlich von Stockholm liegt. Die Gegend erinnert etwas an Finnland, sie ist von Seen und Inseln bestimmt und man kann sich kaum satt sehen am Wechsel der Farben und Lichter oben und unten, am Himmel und auf der Erde. Es ist sehr schön hier und ist eigentlich seit dem Tode meiner Frau der erste Urlaub, den ich nehme und eben diesmal nehmen mußte, denn es ist mir in diesem letzten Semester nicht gut gegangen und ich habe kaum meine Arbeit noch geschafft. So haben wir hier durch Vermittlung von Freunden ein Holzhaus dicht an einem der größeren Seen,

¹⁴ Hier bricht der Brief ab. – In der Predigt, die Iwand offenbar Hermann übersandt hatte und die dieser kritisch aufgenommen hatte, muß wohl Hebräer 13 v. 12 ausgelegt worden sein. Vermutlich ist sie identisch mit der Predigt über Hebr. 13, v. 12–14, abgedruckt in dem Band *In Jesu Namen*, 20 Predigten, Siegen 1937, 137–144; dort ist (137) Jesu Leiden als Tat bezeichnet.

die in die Ostsee übergehen, mieten können und sind mit Sack und Pack – sieben Mann hoch, wobei sich noch ein Flüchtlingsjunge befindet, der Erholung nötig hatte und den wir mitnahmen – vor etwa zehn Tagen hier eingetroffen. Das Baden ist herrlich, seit fast 20 Jahren habe ich das nicht mehr gehabt und in kaum acht Tagen bin ich schon frisch und wieder arbeitsfähig. Ich hatte eine sehr schmerzhafte Gürtelrose, die fast drei Monate anhielt und erst jetzt abklingt. Aber das Baden hilft und das weite Spazierengehen, die Wälder sind richtig nordisch und man riecht förmlich, wie stark und belebend die Luft ist. Die Kinder genießen das auch sehr ausgiebig ...

Ich habe mich bei Ihnen noch nicht richtig bedankt für die Drucksache, die Sie mir sandten – und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich jetzt hier gar nicht weiß, was diese letzte Sendung war. Wenn ich mich recht erinnere, war sie über Lessing und interessierte mich darum so, weil ich finde, daß in Lessings theologischen Ansätzen doch sehr viel Entscheidendes für die ganze kommende Entwicklung des deutschen Idealismus vorweggenommen ist. Aber bitte nehmen Sie es mir doch nicht übel, wenn es falsch sein sollte. Ich habe in den letzten Monaten nichts mehr anderes tun können als mich für meine 14 Stunden Kollegs und Seminar zu »pflegen«, denn ich hatte zu allem Unglück in diesem Semester erstmalig Gastvorlesungen in Köln (Handelsschule) und Aachen (T. H.) zu halten. Diese Verpflichtung hat unsere Fakultät übernommen, dafür haben wir einen Lehrstuhl für KG mehr erhalten. Im nächsten Semester kommt ein anderer dran, aber so war ich fast erledigt von all diesen Anstrengungen. Darum bitte ich um ein freundliches Verzeihen meiner Stumpfheit.

Heute schreibe ich an Sie aus einem anderen Grunde. Ich gebe seit acht Jahren ein Beiheft zur Pastoraltheologie heraus, das sich »Göttinger Predigtmeditationen« nennt. Diese Meditationen haben sich – aus zufälligem Anlaß entstanden, weil die Pfarrer zunächst kaum Bücher hatten und zuerst lediglich für die Ostpreußen vervielfältigt – gut gehalten und werden z. Zt. von etwa einem Drittel der westdeutschen Pfarrer bezogen. Nun ist es gelungen, die Lizenz für sie auch von der DDR zu erhalten, oder jedenfalls es steht ziemlich sicher in Aussicht und so würden denn unsere Meditationen die erste westdeutsche theologische Zeitschrift sein, die wieder für das ganze deutsche Gebiet zugelassen wäre. Nun geht meine Bitte dahin, ob Sie wohl auch eine dieser Meditationen uns schreiben würden. Ich habe außerdem noch Schott und Gloege (hoffentlich stört Sie das nicht) und Dörne gebeten, Dörne geht ja wohl leider weg und so ist die DDR zunächst etwas gering vertreten. Aber vielleicht wissen Sie noch einen oder den anderen, den Sie mir raten könnten. Es würde dann doch diese kleine und bescheidene Zeitschrift ein Band sein, welches die Einheit der Verkündigung der Kirche, das Eine Evangelium zum Grunde hätte und darum mit dazu diene, den

Zerfall der Christenheit in ideologisch gesplante Gruppen zu verhindern, was seit 45 mir ein innerstes Anliegen war. Es zerbricht im Moment vieles im Westen, was faul war, bzw. es kommt in diesem seinem haltlosen Charakter zum Ausdruck, und so bin ich nach Jahren wirklich schwerster Befürchtungen endlich einmal etwas besserer Hoffnung, daß die mit den Nazis gestürzte Bourg(e)oisie nicht noch einmal einen Krieg anzettelt, denn ich weiß es aus vielen mündlichen Gesprächen, daß wir eben doch nahe daran waren. aber nun scheint diese Sache endgültig aufzufliegen. Die Flucht von John war ein Fanal. Ich kenne ihn aus dem Remerprozeß – aber nach der politischen Schwankung Englands in Genf wollte man offenbar den amerikanisch protektionierten »Nachrichtendienst«, der bisher in München arbeitet, dafür einschieben und so sah wohl John seine Stunde als gekommen an. Das Loch, das sein Weggang in Bonn gerissen hat, wird man nicht so bald wieder flicken können. Dazu kommt des Erstarken Frankreichs und die Übernahme der Ministerpräsidentenschaft durch einen nicht-katholischen Führer wie die Ausscheidung der MRP, der katholischen Partei. Das ist der Kettenbruch in der westdeutschen Politik, leider hat sich das revolutionäre Frankreich als »vernünftiger« erwiesen denn das »reformatorische« Deutschland, und das ist der Punkt, den ich seit 33 in unserer Kirche nicht verstehe. Das schlimme Erbe des restaurativen Luthertums im 19. Jahrhundert! Ich bin der Meinung, daß hier bereits der Grund für das politische Versagen im Kirchenkampfe gelegen hat. Überhaupt das 19. Jahrhundert – ich lese hier den schönen Löwith: »Von Hegel zu Nietzsche«, ein Buch, das Sie goutieren würden. Und kennen Sie eigentlich die Geschichte der protestantischen Theologie von K. Barth. Ein geniales Buch und wie ein Abschiedsgeschenk – es ist die 1932 in Bonn gehaltene Vorlesung – der einstmals so schönen deutschen Universitätswissenschaft.

Alles dies haben wir – wir sind ein ganzer Mitarbeiterkreis bei diesen Meditationen – mehr oder weniger deutlich im Sinne, wenn wir uns dort an die Arbeit machen. Wir mögen alle nicht sehr den augenblicklichen gouvernementalen Stil der Kirche, wir sehen darin einen Weggang von dem reformatorischen Elemente, wir sehen auch, daß wir es hier mit einer leider nicht richtig verwandten Erbschaft des Kirchenkampfes zu tun haben, die uns heute lähmt und für die Aufgaben unserer Zeit untüchtig macht. Wir drängen darauf, die Verbindung zwischen Theologie und Verkündigung so eng wie möglich zu gestalten – freilich so, daß die Mitte, die Freiheit der Anwendung und Übersetzung der Theologie in die Botschaft – offen bleibt und kein neuer Symbollegalismus daraus entsteht, wie M. Kähler sagen würde. Aber Sie können sich ja auch selbst noch ein Bild machen, ich habe dem Verlage geschrieben, er möchte Ihnen unser letztes Heft zusenden. Wir sind etwas

in Zeitdruck, denn wegen der Lizenz in der DDR müssen wir die Mscr. früher als gewöhnlich vorlegen. Darum muß ich die Meditation (Drei Druckseiten) schon für den 10. bzw. 15.11. (letzter Termin) erbitten. Ich werde Sie bestimmt nicht immer quälen, aber für die erste gemeinsame Nummer, die im Osten übrigens wohl in Leipzig gedruckt werden wird, wäre es doch sehr schön. Falls es nicht geht, darf ich vielleicht um eine kurze Nachricht bitten, damit ich einen anderen Bearbeiter finde. Wir grüßen Sie und Ihre liebe Frau sehr herzlich und hoffen, daß Sie auch ein wenig Ferien haben. Nur jetzt wohl kaum? Mit vielen guten Wünschen Ihr

Hans Iwand

Der Text ist: Luk 18, 31-43. Estomihi.

Rudolf Hermann an Hans Joachim Iwand

Greifswald, d. 19. 8. 54

Lieber Herr Kollege!

Über Ihren Brief vom 12. August, der aus Ihrer Sommerfrische kam und den ich gestern bei unserer Rückkehr aus Goslar und Barmen vorfand, habe ich mich sehr gefreut. Hoffentlich hält Ihre Erholung, die ja nach Ihrer Beschreibung sehr nötig gewesen zu sein scheint, auch weiterhin an. Die Aufgaben, die Sie mit der vielen Reiserei nach Köln und Aachen hatten, waren in der Tat etwas reichlich hoch bemessen. Es ist aber gut, daß sie in dieser Häufung im nächsten Semester für Sie nicht in Betracht kommen. Was nun Ihre Bitte angeht, so bedaure ich es lebhaft, sie Ihnen nicht erfüllen zu können. Wir müssen, wie sie wissen, versuchen, unser freundschaftlich-menschliches Verhältnis nicht durch die Verschiedenheiten unserer Meinungen in Sachen von Theologie und Kirche stören zu lassen. Solange es Predigtmeditationen gibt, bin ich in dem ja nicht allzu großen Kreise, mit dem ich in Berührung gestanden habe, deutlich gegen diese Literatur gewesen, und zwar aus grundsätzlichen Erwägungen, die sich schwerlich beheben lassen. Da ich auch die Parole: »Einheit der Verkündigung«, so wie Sie sie offenbar meinen, nicht vertreten kann, würden diejenigen, die meine Meinung darüber kennen, wohl etwas verblüfft sein, wenn ich Ihnen zuliebe plötzlich als Verfasser einer Predigtmeditation aufträte. Ich will mich gewiß darüber freuen, daß diese Ihre Zeitschrift zu den Brücken gehören wird, die zwischen Osten und Westen bestehen oder neu geschlagen werden, – wenn, wie Sie hoffen, die Lizenz erteilt wird. Aber ich muß eben doch auf meiner Linie bleiben.

Auch die Nähe von Verkündigung und Theologie kann ich, nun als theologisch-methodisches Prinzip, gerade nicht vertreten.

Es handelt sich bei diesen Unterschieden auch nicht bloß um die Predigtmeditationen, sondern um mancherlei andere theologische Richtungen und Positionen. Für mich sehe ich in kirchlich und theologisch erregten Zeiten auch darin eine Aufgabe, das Erbe zu hüten. So vermag ich zum Beispiel Ihr Urteil über die Theologie des 19. Jahrhunderts und über die, wie Sie bemerken, verhängnisvolle Rolle des Neuluthertums darin nicht zu teilen. Ich selber stamme aus dem 19. Jahrhundert und bin sogar ein bißchen stolz darauf. Karl Barths Buch über die Geschichte der protestantischen Theologie besitze ich und habe auch mancherlei darin gelesen, finde aber Ihre Titulierung: »Das Abschiedsgeschenk der einstmals so schönen deutschen Universitätswissenschaft« etwas überraschend. Sie müssen mich, lieber Herr Kollege, schon so verschleißen, wie ich nun einmal bin und auch immer gewesen bin.

Übrigens war das letzte Separatum, was ich Ihnen gesandt habe, nicht mein Aufsatz über Lessing. Ich nehme es Ihnen keineswegs übel, daß Sie bei Ihrer wirklich erheblichen Arbeitsüberlastung das kleine Ding nicht oder noch nicht gelesen haben. Die freundlich geäußerte Spannung aber, wovon es wohl gehandelt haben mag, kann ich Ihnen nicht gut nehmen.

Was Sie über die Überwindung des Gegensatzes von Ost und West durch die neuesten Ereignisse schreiben, hat mich sehr interessiert. Ich höre Sie darüber gern reden, auch ist Ihre offene Stellung zum Osten hierorts ja bekannt.

Daß Sie mit Ihrer ganzen Familie wieder einmal an den Stand der Ostsee reisen konnten, war ja wirklich sehr schön. Sie werden mancherlei heimatliche Gefühle dabei gehabt haben, ebenso Ihre Kinder, die meine Frau und ich herzlich grüßen. Wir waren bei der Tagung der Luther-Akademie (Goslar) und dann ebenfalls in der alten Heimat (Barmen). Zu einer wirklichen Erholung war aber die Zeit zu kurz und das Wetter zu ungünstig.

In Berlin-Mahlsdorf habe ich ein Haus gekauft. Die Lage ist schön, und aus dem Garten kann auch allerhand herausgeholt werden. Nur müßten wir eben erst darin sein und das hat seine Schwierigkeiten und will seine Zeit haben. Mit dem 7. September muß ich also einstweilen die allwöchentliche Reiserei nach Berlin und zurück wieder aufnehmen. Ich habe dort 10 Stunden Vorlesung angekündigt, die ich in ca. 2¹/₂ Tage zu bewältigen habe.

Mit herzlichen Grüßen, übrigens auch an Thomas, von meiner Frau und mir
Ihr R. Hermann

Postkarte

Berlin, d. 28.5.57

Lieber Herr Kollege!

Wenige Minuten vor der Kollegstunde, in der ich heute mit der Lehre von der Kirche begann, fand ich hier im Dozentenzimmer um 8 Uhr Ihren mir freundlich zugesandten Aufsatz über die »Entstehung von Luthers Kirchenbegriff«¹⁵. Ich konnte also nur erst einen Blick hineinwerfen, habe aber alsbald den Schluß des Aufsatzes im Kolleg vorgelesen und mich daran gefreut. Ich habe immer aufrecht erhalten, gerade in diesen Kollegstunden, daß man die Unsichtbarkeit der Kirche aus Luther nicht hinausbringen könne. Lesen muß ich die Studie natürlich erst.

Hoffentlich geht es Ihnen persönlich wohl. Wir haben gerade die letzte Woche der Vorlesungen in Arbeit, nachdem neulich wieder Gastvorlesungen waren. (Black aus St. Andrews¹⁶ und Niemöller). Ich nahm an beiden teil. – Wie mag es Ihren Kindern gehen, besonders auch Thomas? – Ich stecke wieder tief in der Vorbereitung der Lutherakademie, die diesmal in Görlitz tagen wird. Eine Arbeit über den Begriff der Claritas scripturae in De servo arbitrio von mir geht in den nächsten Tagen an den Verlag¹⁷. »Fertig« ist sie eigentlich schon lange. Aber bei Geburten gibt es oft ein langes Gedauer. So auch bei unserem Verandabau, der – endlich, endlich – jetzt stattfindet.

Herzliche Grüße auch von meiner Frau

Ihr R. Hermann

Der nun folgende letzte Brief Hermanns an Iwand vor dessen frühem Tode im Jahr 1960 zieht die Summe ihrer vierzigjährigen Freundschaft. Hermann hat den zwölf Jahre jüngeren Kollegen noch um zwei Jahre überlebt. Zu Iwands 60. Geburtstag sollte 1959 eine Festschrift erscheinen, zu der auch Hermann einen Beitrag geschrieben hat¹⁸. Iwand hat dessen Erscheinen nicht mehr erlebt.

¹⁵ H.J. Iwand, Zur Entstehung von Luthers Kirchenbegriff. – Ein kritischer Beitrag zu dem gleichnamigen Aufsatz von Karl Holl, Festschrift Günther Dehn 1957, 145–166, jetzt in: H.J. Iwand, Glaubensgerechtigkeit. Gesammelte Aufsätze Band II, München 1980, 198–239.

¹⁶ Matthew Black, geb. 1908, seit 1954 Professor »of Biblical Criticism« in St. Andrews, Herausgeber der »New Testament Studies«.

¹⁷ R. Hermann, Von der Klarheit der Heiligen Schrift, Berlin 1958, jetzt GnW 2, 170–255.

¹⁸ Später erschienen in GnW 3, 184–189.

Lieber Herr Kollege!

Sie haben mir sehr warm und herzlich geschrieben und auch zu der noch nicht erschienenen Festschrift beigetragen¹⁹. Ich danke ihnen sehr herzlich dafür, auch für Ihr Telegramm und Ihre Mitunterzeichnung der Tabula gratulatoria. Alles das, samt den Erinnerungen, die Sie an die Breslauer Zeit anklingen lassen, sowie die ganze mir bereitete Festlichkeit am 3. X. und die vielen, vielen Glück- und Segenswünsche – die nur zum geringen Teile erst beantwortet sind – haben mich sehr erfreut. Meine Frau und ich gedenken auch sehr gern, und mit Dankbarkeit, Ihres Elternhauses in Jordansmühl, der verschiedenen Radtouren und sonstigen Touren (Zobten), die wir beide, oder ich allein, mit Ihnen oder auch mit ihrer Familie machten. Wir gedenken Ihrer lieben Frau, die so früh sterben mußte, und deren Ende auch ziemlich lange vorausszusehen war²⁰, Ihrer Kinder und alles dessen, was uns verbindet.

Wie ich höre, wurde Ihre Anwesenheit demnächst hier bei unserm zentralen Aspriantenseminar gewünscht. Wenn Sie der Einladung folgen, so ist es möglich, daß wir uns da sehen. Ich werde aber nicht die ganze Zeit anwesend sein und schreibe heute also vorher auf jeden Fall an Sie. Daß Sie uns jederzeit hier in Mahlsdorf herzlich willkommen sind, brauche ich nicht noch einmal zu wiederholen. Sie sind ja auch wohl sonst oft in Berlin, und brauchen nur anzurufen (s.o.)²¹. Sie müssen ja doch auch eigentlich einmal sehen, wo und wie wir hausen.

Sie stellen nun ihre Breslauer Erinnerungen doch auch in einen Rahmen, der das damalige studentische, theologische und allgemeine Treiben als vielleicht der traurigen Katastrophe, die bevorstand (N.S., 2. Weltkrieg) zu wenig gewachsen erscheinen läßt. Als wäre doch vielleicht »alles falsch gewesen«!²². Ich kann da doch nicht recht mit. Es mag gewiß ein Unterschied sein, ob jemand sich mit einer gewissen Leidenschaft in das große

¹⁹ Solange es heute heißt: Festgabe für R. Hermann zum 70. Geb. Überreicht von P. Althaus u.a., Berlin 1957. Darin H.J. Iwand, Die Freiheit des Christen und die Unfreiheit des Willens (132–146) jetzt in: ders., Um den rechten Glauben. München 1959, 247–268.

²⁰ Der Hinweis ist nicht recht verständlich. Sinnvoller war das zunächst geschriebene »lange nicht vorausszusehen«; doch hat vielleicht Frau Hermann beim Durchlesen darauf hingewiesen, daß sich die Sache anders verhielt.

²¹ Im Briefkopf ist die Telefonnummer angegeben.

²² Iwands Beitrag zur Hermann-Festschrift und sein Geburtstagsbrief enthalten Erinnerungen an Breslau, und zwar beide in einem zeitgeschichtlichen »Rahmen«. Die von Hermann aufgegriffene Wendung findet sich jedoch nur in dem Brief (NW 6, 313).

Geschehen in Kirchengeschichte und Politik hineinstellt oder hineingestellt fühlt oder ob das – wie bei mir – nicht der Fall ist. Ich müßte dann schon nicht Professor und nicht Theologe sein. Oder man müßte mehr als *ein* Leben haben. Nicht daß ich nicht das Geschehen mit innerer Aufmerksamkeit und Anteilnahme verfolgt hätte und heute noch verfolgte. Ich habe auch manchmal den oder jenen Gedanken, wie dies oder jenes getan werden könnte, oder nicht geschehen solle. Aber mein eigentlicher Platz ist anderswo. – Aber über solche menschliche Naturverschiedenheiten hinaus möchte ich doch zu ihren rückblickenden Betrachtungen sagen, daß es eine Güte Gottes ist, daß er uns das jeweiligen Zukünftige sehr stark verhüllt hält und gehalten hat. Wo bliebe das *Carpe diem*, was trotz der Horazischen Prägung des Wortlauts m.E. ein tief christlicher Gedanke und die eigentliche Angel meiner theologischen Arbeit ist²³, wenn wir, anstatt in der Gegenwart, vornehmlich in der – wie oft nicht richtig gedeuteten! – Zukunft leben wollten. Eine Cassandra hat Ilion nicht viel gefruchtet, und der Trojanische Krieg hat doch den Trojanern für die Nachwelt fast mehr Ehre und innere Sympathie gebracht als den Griechen, – wenn es für die Trojaner auch durch Blut und Schrecken ging. Die Haltung in der Krise, das Bestehen in schwerer Zeit, – so viel auch daran immer zu tadeln bleiben mag – erscheint mir als letzten Endes wichtiger, denn das Vorausgreifen, und von daher Gestaltenwollen.

Allerdings empfinde auch ich sehr stark mit Ihnen das, wie Niemöller es neulich ausdrückte, Auf-Eis-Liegen der Wiedervereinigung, die »damit erhöhte Macht des Katholizismus, ... die Ächtung der protestantischen Philosophie zugunsten einer völlig unhaltbaren Ontologie«, wie Sie schreiben, u.a. Ich bin auch der Meinung, daß die westliche Politik den jetzt durch die sowjetischen Erfolge in der Luft- und Raumschiffahrt erhaltenen Schock entschieden verdient hat. Und wenn sie jetzt – ich kenne Eisenhower allerneueste Äußerung noch nicht, sondern las bloß eine Überschrift, Radio haben wir nicht – wieder nichts als: Einholen, Wettlauf, Prestige-Wiedergewinnen etc. etc! zu sagen wissen, dann dokumentieren sie die Unterlegenheit einer Politik, die schon deshalb schwach sein muß, weil sie aus Angst und Verzeihung geboren ist, auch handgreiflich. Ich bin deshalb nicht einfach Ihrer Ansicht. Aber das muß ja auch nicht sein. Und wer fragt auch viel nach meiner Meinung?

²³ Hier spielt Hermann auf seine Zeittheologie an. Sein Satz »Ich bin meine Zeit«, den er auch an anderer Stelle mit dem *Carpe diem* in Zusammenhang bringt, ist nicht denkbar ohne den ständigen Rekurs auf das Tholuck-Zitat: »Nur der Christ kann ganz in der Gegenwart leben, denn die Vergangenheit ist ihm durchgestrichen und die Zukunft gewiß«. – Vergleiche zu dieser Thematik vor allem H. Assel, *Der andere Aufbruch*, Göttingen 1994, (u.a. 419 ff., 427ff.) und die dort besprochenen Aufsätze Hermanns von 1924–1933.

Man könnte noch viel über diese und damit zusammenhängende Fragen, auch in Sachen der Theologie und der Kirche, sagen. Aber einmal würde das zu ausführlich, und sodann eignet sich dazu auch nicht die Korrespondenz. Um nur noch einmal auf Ihren Rückblick auf Breslau etc. zurückzukommen: Wieviel Segen und Unverlierbares haben Sie gerade aus der damaligen »ruhigen« (»schuldhaft« ruhigen?) Zeit Ihres Elternhauses mitbekommen! Wir vererben uns, sagt Schlatter, nicht nur Böses, sondern Gott sei Dank auch Gutes. Ich jedenfalls verehere mein altes Barmen mehr als sozusagen alles, was ich später erfuhr. Schon das »Bibelkränzchen«²⁴ (ich schwieg neulich etwas zu Fritz Linz's (?) Rühmen desselben), ja selbst – zu ihrem Schmerz muß ich das sagen: den sogenannten Kirchenkampf sehe ich vielfach sehr kritisch; ich löste mich ja auch von der B. K. und habe *darüber* kein Reuebewußtsein. Verargen Sie mir bitte nicht, daß ich das sage. Es hat mir seinerzeit nicht wenig gekostet an innerer Erregung. Ich halte überhaupt sehr vieles für nicht richtig, was geschehen ist. Wenn wir schon befreundet sind, lieber Herr Iwand, so verträgt eine tiefe innerliche Zusammengehörigkeit auch manchen Unterschied, jedenfalls bei mir. Und eben deshalb meine ich auch: Quälen Sie sich nicht mit zuviel Vorwürfen. »Gott ist größer als unser Herz, und erkennt alle Dinge.«²⁵

Daß es ihnen gesundheitlich nicht gut in diesen Jahren ging, habe ich mit herzlicher Anteilnahme Ihrem Briefe entnommen. Von Ihrem Nierenleiden wußte ich kaum etwas. Mir, uns, geht es beschämend gut, so unzufrieden ich mit vielem bin, was meine Lebenstätigkeit betrifft. »Wie groß war diese Welt gestaltet, solange die Knospe sie noch barg. Wie wenig es hat sich entfaltet, dies Wenige, wie klein, wie karg«, sagt der vielverachtete, aber immerhin deutsche Dichter Schiller²⁶. Sie haben Schwereres erlebt als ich. Das weiß ich und vergesse es nicht. Bleiben Sie mir freundlich zugetan, wie Sie es immer waren. Und seien Sie nochmals herzlich für Ihren Brief und für alles andere bedankt. Ich habe so manche herzliche und freundliche Äußerungen zu meinem Geburtstag, gerade in Briefen, vernehmen dürfen. Ihr

²⁴ Bibelkränzchen oder Bibelkreise, meist Schüler-, auch Mädchenbibelkreise: eine Art (Jugend-)Bewegung, die in Hermanns engerer Heimat Elberfeld-Barmen um 1883 ihren Ursprung hat. – Mit dem schwer lesbaren Namen Linz kann gemeint sein: Pfarrer Dr. Friedrich Linz, Düsseldorf, dessen 75. Geburtstag in Junge Kirche 1960, 392 erwähnt ist.

²⁵ 1. Joh 3,20: quoniam si reprehenderit nos cor nostrum, maior est Deus corde nostro et novit omnia. Die Stelle war von großer Bedeutung für Luther; vgl. Sängler/Pauly 32.

²⁶ Aus dem Gedicht »Die Ideale« (5. Strophe der Fassung letzter Hand), nach dem Gedächtnis frei zitiert.

Brief gehört auch zu den besonders schönen. Grüßen Sie bitte auch Ihre Kinder, besonders Thomas, dem ich herzlich Gottes Segen wünsche.

Meine Frau grüßt Sie mit mir aufs wärmste.

Ihr Rudolf Hermann

Meine Schrift ist nicht schön. Hoffentlich können Sie sie entziffern. Meine hermeneutische Arbeit aus dem vorigen Jahre²⁷ sandte ich Ihnen wohl nicht? Ich hole es nach.

D.O.

Dem Iwand-Archiv im Beienrode sei herzlich gedankt, daß mir die Manuskripte von Iwand (22.7.37) und Hermann (Nachkriegsbrieft) zugänglich gemacht wurden. Der Dank gilt insbesondere Herrn Peter Sänger, der bei der Transkription der Briefe mitgearbeitet und ein Großteil der Erläuterungen dazu beigesteuert hat.

Dr. Arnold Wiebel, Metzger Str. 16, 48151 Münster

DAS DENKEN IN ZWEI SPHÄREN

Theologie und Kirchenkampf in der Auseinandersetzung zwischen Rudolf Hermann und Hans Joachim Iwand

Von Arnold Wiebel

Von Robert Musil stammt die Erkenntnis, daß keine geschichtliche Zeit uns so fremd ist, wie die dreißig Jahre vor unserer eigenen Geburt. Dies mag einer der Gründe dafür sein, daß seit Mitte der achtziger Jahre viele Geschehnisse rund um die nationalsozialistische Herrschaft neu gesehen und beurteilt werden. Auch Zeitzeugen äußern sich neu oder zum erstenmal. Eine Generation fragt, deren Mütter und Väter nach 1945 erst erwachsen gewor-

²⁷ R. Hermann, Gotteswort und Menschenwort in der Bibel, Berlin 1956; GnW 3, 138–183.